

Nr.3 - Oktober 1985

Postgebühr bar bezahlt



DER TIROLER JAGDAUFSEHER

OFFIZIELLES NACHRICHTENORGAN DES TIROLER JAGDAUFSEHERVEREINS
MIT NATUR- UND UMWELTSCHUTZMITTEILUNGEN



Der WÜRTH, der hat's

TAGGER Wildfutter

T 800 - für Rotwild

T 810 - für Rehwild

T 830 - Ergänzungsfutter

RAUCH Wildfutter

R 70 - Kraftfutter für Rot- und Rehwild

R 71 - Ergänzungsfutter für Rot- und Rehwild

R 72 - Mischschrot für Wild

R 10 - Mineralstoffmischung

Alle Getreidesorten und Getreideschrote

OBSTTRESTER

Ausseer Bergkern

Flaschengas und Campinggas

Öfen - Herde - Kärntner Jägerherd

BANNER-Batterien absolut wartungsfrei für alle Fahrzeuge

Castrol Motoröl

Sämtliche Baustoffe und Isoliermaterialien

Zustellungen in die Bezirke Imst, Landeck und Reutte.

® BAUMARKT

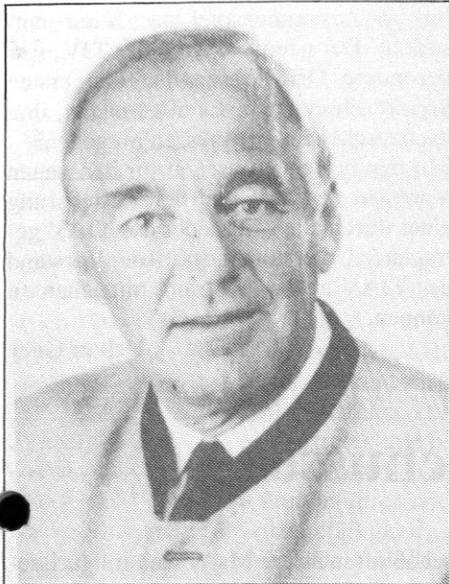
WÜRTH-HOCHENBURGER

6464 Tarrenz, Tel. Nr. 05412/3095

6511 Zams-Lötz, Tel. Nr. 05442/3263

Tiroler Jägerverband und Jagdaufseherverein Kein Nebeneinander, sondern ein Miteinander

Verfaßt vom Landesjägermeister Dr. Rudolf Wieser



Weder im alten noch im novellierten Tiroler Jagdgesetz wurde der Jagdaufseherverein in irgendeiner Bestimmung berücksichtigt, geschweige denn erwähnt. Erst im Rahmen der Neuerarbeitungen der Satzungen des TJV, an denen auch ich mitwirkte, war es möglich, den Jagdaufseherverein in die Aufgabe des Verbandes einzubinden. Im § 2 Abs. 3 unserer Satzungen heißt es, daß in Tirol bestehende Vereine mit Zielsetzungen, die den Aufgaben des Verbandes entsprechen, bei der Besor-

gung bestimmter Aufgaben herangezogen werden sollen. Da unsere Satzungen Ausfluß des Gesetzes sind, können diese nur darauf aufgebaut werden, weshalb uns die Möglichkeit genommen war, weil eben der Jagdaufseherverein im Tiroler Jagdgesetz nicht vorgesehen ist, diesem oder seinen Funktionären eine stärkere Stellung im Jägerverband einzuräumen.

Den Jagdaufseherverein betrachte ich als mit den Zielsatzungen des TJV übereinstimmend, weshalb ich ihn auch bei jeder notwendigen Besorgung unserer Aufgaben heranziehen werde.

Für jeden Jagdausübungsberechtigten ist es Gesetzespflicht, für den Schutz der Jagd entweder selbst oder durch **Jagdaufseher** und Berufsjäger zu sorgen. Dieser Jagdschutz ist regelmäßig, dauernd und ausreichend auszuüben und sind mit dieser gesetzlichen Textierung bereits ein Großteil meiner Wünsche gegenüber dem Jagdaufseher und seinem Verein skizziert. Wenn der Verein mitwirkt, daß seine Mitglieder, was die Jagdaufsicht anbelangt, kein Scheinverhältnis eingehen, sondern die zeitliche und örtliche Erfüllungsmöglichkeit garantieren, findet die Berechtigung und Notwendigkeit des Vereines bereits seine Bestätigung. Wenn dann auch noch hinzukommt, daß den Jagdaufsehern ein jagdliches Wissen vermittelt und vor allen

Dingen dieses laufend verbessert wird, wodurch auch die fachliche Eignung für die ordnungsgemäße Erfüllung der Jagdaufsicht garantiert wird, so ist dem Jägerverband eine große Arbeit abgenommen. Ich will gar nicht zur Debatte stellen, ob ein zweiwöchiger Ausbildungslehrgang und der geforderte fünfjährige Besitz einer Tiroler Jagdkarte, wie es als Voraussetzung für die Zustimmung zur Jagdaufseherprüfung im novellierten Tiroler Jagdgesetz verbessert gefordert wird, ausreicht, um aus einem Jagdkarteninhaber einen verantwortungsbewußten und fachlich geeigneten Jagdaufseher zu machen. Wie bereits ausgeführt, wird es notwendig sein, das Können und Wissen über jagdliche Belange stets zu verbessern, zumal heutzutage das Revier nicht für den Jäger, sondern der Jäger für das Revier da sein muß, um das Wild zu erhalten. Helft mit in der Öffentlichkeit zu verdeutlichen, daß Jagen nicht nur das Töten von Wild, sondern vielmehr notwendige Hege wie Winterfütterung, Schaffung passender Ernährungsverhältnisse, Vermeidung von Wildschäden usw., sohin auch eine Tätigkeit ohne Waffe darstellt.

In der Überzeugung, daß der Jagdaufseherverein unter anderem diese Zielsetzungen hat, bekenne ich mich als Landesjägermeister voll zu ihm und erwarte mir eine gute Zusammenarbeit.

Gedanken zur Zukunft — ein neuer Vorstand des Tiroler Jägerverbandes



Seit Sommer des heurigen Jahres steht der Tiroler Jägerschaft ein neuer Vorstand mit dem neuen Landesjägermeister Dr. Rudolf Wieser vor. Die seit einigen Jahren immer mehr spürbare und in Zukunft sicher nicht so schnell umschlagende »öffentliche Meinung« wird die Amtsperiode des neuen Vorstandes sehr wahrscheinlich nicht zum »Honiglecken« werden lassen. Ein weiteres Kriterium, das den Honig nicht versüßen wird, ist das fehlende gesamtheitliche Auftreten der Jägerschaft. Wie leicht wird es doch jagdfeindlichen Institutionen gemacht, die Bevölkerung mit dem in unserer Zeit so propagandahaften »Umweltgedanken« zu sensibilisieren und gegen die »mordende« Minderheit ins Feld zu führen. Bewußt führe ich die »Schwarzen Schafe« erst jetzt an, denn sie werden

meist als gegeben hingenommen und bagatellisiert. Gerade darum sollte man sich ihrer aber mit besonderer Aufmerksamkeit widmen; wie oft wird doch durch ihr Auftreten jahre-, selbst jahrzehntelange Arbeit, insbesondere der Meinungsbildung, nicht nur zunichte gemacht, sondern auch noch als Gegenargument Andersgesinnter in die Hände gespielt. Daß die Rolle des Jägers als »Zurechtweiser« in unserer Zeit keinen Platz mehr findet, sei hier beispielgebend erwähnt. In seiner Amtsantrittsrede hat der neue Landesjägermeister diesen Punkt ja auch aufgegriffen und hier einige Neuregelungen angekündigt. Für eine sinn- und auch wirkungsvolle Umsetzung erfordert es aber, wie in allen anderen Bereichen auch, die aktive Mitarbeit jedes

Fortsetzung nächste Seite



einzelnen. Probleme der Jagd gehen eben doch auch über die Reviergrenzen hinaus. Damit sei auch auf die von einem enormen Aufholbedarf gekennzeichnete Öffentlichkeitsarbeit hingewiesen. Von seiten des Tiroler Jägerverbandes wurden hier ja schon erste Akzente gesetzt. Es kann aber nicht oft genug hingewiesen werden, daß es für den langfristigen Erfolg solcher Aktionen die bereitwillige Mithilfe jedes Jagdscheininhabers braucht. Und gerade der Jagdaufseher, der in noch höherem Maß mit der Öffentlichkeit, sprich Bevölkerung, direkt in Kontakt kommt, kann hier viel zu einer »Meinungs-Umbildung« beitragen; der Jagdaufseher ist es aber auch, der laufend in Kontakt mit den in sei-

nem Revier tätigen Kartenbesitzern ist und somit am ehesten in dieser Richtung auf sie einwirken kann und auch muß. Das Erscheinungsbild des Jägers sollte sich eigentlich schon heute, in Zukunft aber noch viel mehr in einer beratenden und aufklärenden Funktion zeigen.

Der Jagd, die gerade in Tirol eine traditionsgemäß hohe Rolle gespielt hat, scheint der entsprechende Stellenwert zu entgleiten. Das »Einigeln« beschleunigt diesen Trend noch um vieles; wie schnell heißt es: »Der Schuldige schweigt«.

Unser gemeinsames Ziel muß es sein, diese Entwicklungen einzudämmen und möglichst umzukehren.

Verstärkte Zusammenarbeit, mehr Gedankenaustausch, einfach mehr »Ziehen

am gemeinsamen Strang«, insbesondere aber eine Öffnung nach außen, d.h. eine Aufklärung der Bevölkerung, sind Voraussetzungen, zu denen sich jeder Jäger bekennen muß, um auch noch in Zukunft der Jagd so nachgehen zu können, wie es ihr im Zusammenspiel der Natur entspricht. Der neue Vorstand des TJV, insbesondere Dr. Wieser, hat den ersten Schritt schon getan. Es nützt nichts, ihm nachzuschauen, wir müssen mitgehen. Mit den besten Wünschen für den neuen Vorstand des TJV und der Zusicherung einer durch alle Mitglieder des TJAV getragenen Unterstützung hofft der Vorstand des TJAV auch am Strang mitziehen zu können.

Urban Gery

Die Nachsuche (4)

Die Untersuchung des Anschusses

Karl Bergien

Von einem Geschöß vor dem Anschuß durchgeschlagene Hindernisse können durch Ablenkung und Splitter des Projektils üble Folgen haben. Liegt der Treffer weit vor dem Wild (zwanzig Meter und mehr), wird die Ablenkung des Geschosses in Höhe und Seite wahrscheinlich bereits so erheblich sein, daß das Wild nicht verletzt wird. Dennoch darf keinesfalls ausgeschlossen werden, daß nicht doch Splitter das Ziel erreicht haben könnten. Anders dagegen, wenn kurz oder unmittelbar vor dem Wild der Treffer erfolgte. Dann haben mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zumindest Geschößsplitter das Wild getroffen. Damit muß auch gerechnet werden, wenn ein »Zeichen« im Schuß nicht beobachtet wurde und auch bei der Untersuchung des Anschusses keine Pirschzeichen gefunden wurden.

Auftreffwucht, Durchschlagkraft und Schockwirkung der Geschößsplitter sind weit geringer als bei einem voll auftreffenden Geschöß. Daher zeichnet das Wild bei Geschößsplitter-Treffern in der Regel kaum. Gleichfalls fehlt fast immer ein Ausschuß, und somit sind auch nur die spärlichen, sehr schwer auffindbaren Pirschzeichen vom Einschuß vorhanden. Von weniger erfahrenen und leichtfertigen Jägern wird daraufhin allzu schnell auf einen Fehlschuß geschlossen. Aber auch Geschößsplitter, insbesondere Weidwundtreffer, können schwere tödliche Verletzungen verursachen.

Daher veranlassen erfahrene, verantwortungsbewußte Jäger in derartigen Situationen gründliche Nachsuchen, die nachweisbar nicht selten erfolgreich sind. Wenn das beschossene Wild im Rudel

stand, können durchaus auch andere Stücke Splitter erhalten haben. So sind schon mehrmals nicht nur ein, sondern zwei durch Splitter eines Geschosses verletzte Stücke bei Nachsuchen zur Strecke gekommen.

Beim Aufsuchen des Anschusses sollte man wenige Schritte vor seinem Erreichen einen Augenblick verhalten, um sich einen ersten Überblick vom vermuteten Anschuß und seiner näheren Umgebung zu verschaffen. Besondere Aufmerksamkeit ist dabei dem Raum hinter dem Anschuß in Verlängerung der Schußrichtung zu widmen. Diese Richtung muß allerdings vorher durch laufende rückwärtige Orientierung über den schon mehrmals erwähnten Richtpunkt zum Standplatz des Schützen genau eingehalten worden sein.

Bei dem kurzen Gesamtüberblick können mitunter Pirschzeichen leichter und schneller erkannt werden, als wenn man sich eilfertig auf den Anschuß begibt, sich dort auf eine verdächtig erscheinende Stelle konzentriert und kniend bemüht ist, irgenwelche Pirschzeichen auf engem Raum zu finden.

Groß ist manchmal das Erstaunen, wenn nach vergeblichem Bemühen der zu Hilfe gerufene erfahrene, den Überblick behaltende Schweißhundführer bereits vor Erreichen des Anschusses auf einige Pirschzeichen aufmerksam macht. Zum Beispiel auf Ausrisse, auf die in Nadel- oder Laubstreu mit dem Auge gut zu verfolgende Fluchtfährte, auf den Kugelriß in der Bodendecke, auf den weit hinter dem Anschuß liegenden Geschößeinschlag in einem Wurzelanlauf oder Baum.

Besonders ins Auge fallen bei einem Durch- oder auch Streifschuß vom Ge-

schoß oft mehrere Meter weit mitgerissene, an Sträuchern, Blättern, Zweigen oder Bäumen haftengebliebene Schnittthaare, Wildbretfetzen und andere Pirschzeichen. Bei weitem nicht immer sind Pirschzeichen auf Anhieb auszumachen.

Unsere heutigen Jagdgeschosse liefern oft keinen Ausschuß und somit auch sehr wenig Pirschzeichen. Die nur von einem Einschuß stammenden Zeichen sind oft selbst bei fehlender oder nur geringer Bodenbedeckung äußerst schwer auszumachen.

Bei einem hohen Gras- und Bodenbewuchs am Anschuß kann in den meisten Fällen nur der vierläufige Jagdgehilfe des Schweißhundeführers helfen und seinem Führer die spärlichen, aber überaus wichtigen Pirschzeichen verweisen.

Dichter, hoher Bodenbewuchs erschwert die Arbeit auf dem Anschuß ungemein. Aber auch eine Nadelstreudecke ohne jeglichen Bewuchs bereitet Schwierigkeiten. Schweiß, ein durch seine rote Farbe sonst leicht ins Auge fallendes Pirschzeichen, wird von der lockeren, dunkelbraun gefärbten Nadelstreu schnell aufgenommen und damit schwer sichtbar. Ein weißes Tuch — Papiertaschentuch — leicht angefeuchtet auf einen uns verdächtig dunkel gefärbten Fleck, sei es in der Nadelstreu, auf einem Ast oder Zweig, getupft, zeigt oft verblüffend deutlich, ob es sich um Schweiß oder eine andere Verfärbung handelt.

Nicht nur auf dem Anschuß, sondern auch auf der Wundfährte leistet das Tuch wertvolle Dienste. Ein einziger Tropfen Schweiß nach langer Riemenarbeit ohne jede Bestätigung mit Hilfe des weißen Tuches nachgewiesen, kann für den Ausgang

Fortsetzung nächste Seite



Fortsetzung von vorhergehender Seite

der Nachsuche entscheidend sein.

Es ist deshalb auch ein fester Bestandteil der Schweißhundeführer-Ausrüstung. Am deutlichsten sind Pirschzeichen auf einer Schneedecke zu erkennen. Knochensplitter, Kugelriß oder -einschlag können allerdings im lockeren Schnee schnell verschwinden.

Durch schlechte Sichtverhältnisse wird das Auffinden der Pirschzeichen ebenfalls außerordentlich erschwert. Zumal die rote Farbe des Schweißes mit als erste in der Dämmerung selbst auf einer Schneedecke verschwindet.

Ein verantwortungsbewußter Jäger geht daher bei schwindendem Büchsenlicht nach Hause. Leider geschieht dies in der Praxis seltener. Um noch das letzte Licht auszunutzen, wird der in Dickungsnähe gelegene Anschuß vorzeitig betreten. Dort hört der Schütze etwas wegtreten und berichtigt dann am nächsten Morgen dem zur Nachsuche gebetenen Hundeführer noch mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, in die Dickung wäre er selbstverständlich nicht mehr hineingegangen.

Daß er bereits durch das Herumsuchen auf dem Anschuß in der Dunkelheit Schweiß und andere Pirschzeichen an seinen Füßen verschleppt und das kranke Wild in der Dickung aufgemüdet haben könnte, ist ihm gar nicht bewußt.

In letzter Zeit scheint in der Jägerei die Unsitte immer mehr um sich zu greifen, Nachsuchen selbst ohne zwingenden Grund nachts durchzuführen.

Da eine Riemenarbeit bei schlechtem Licht in der Dickung sehr schwierig und auch nicht ganz ungefährlich ist, wird zumeist der »sichere« Totverbeller oder Totverweiser vom Anschuß an geschnallt. Wie diese Jäger, auch wenn sich das kranke Wild dem Hund stellen sollte, einen Fangschuß abgeben wollen, ohne vom Wild vorher bemerkt zu werden und ohne den Hund zu gefährden, ist rätselhaft.

Anscheinend ist diesen Jägern auch nicht bekannt, daß Schalenwild, TJG § 40 (1) 5. während der Nachtzeit nicht bejagt werden darf. Da die Nachsuche eine Jagdausübung ist, ist das nächtliche Nachsuchen ein Verstoß gegen bestehende jagdrechtliche Bestimmungen.

Es können durchaus Situationen auftreten, bei denen Aufsuchen des Anschusses am Abend und kurzes Nachgehen der Wundfährte vertretbar sind. So zum Beispiel bei einwandfreien Schuß- und Pirschzeichen, die einen tödlichen Schuß vermuten lassen, insbesondere wenn bei schwülwarmer Witterung die Gefahr des schnellen Verhitzens besteht.

Mit aller Konsequenz sollte in solchen Ausnahmefällen nur bis höchstens 50 Me-

ter der Wundfährte gefolgt werden. Auch dann nicht weiter, wenn der Hund auf der frischen Fährte offensichtlich gern weiterarbeiten möchte. Denn jetzt ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß das kranke Wild noch nicht verendet ist, den sich nähernden Jäger bemerkt hat und von ihm vielleicht bereits aus dem Wundbett aufgemüdet wurde.

Hat man sich bei einbrechender Dämmerung oder bei ungünstigen Pirschzeichen vernünftigerweise entschlossen, am nächsten Tag nachsuchen zu lassen, darf nicht versäumt werden, den Anschuß deutlich weithin kenntlich zu machen — Hochhängen von Brüchen, Anschalmen von Bäumen und so weiter.

Das ist auch aus den bereits bei der Markierung des eigenen Standortes erwähnten Gründen bei Schneelage erforderlich. Zusätzlich müssen Pirschzeichen vor dem Verwehen, Verregnen oder Zuschneien geschützt werden — Abdecken mit Brüchen.

Nicht eindeutig anzusprechende Wildbretfetzen, Stücke von Leber, Lunge oder Milz sind vorsichtshalber zur genaueren Bestimmung und zur Vororientierung des Hundeführers mitzunehmen. Auf dem Anschuß belassen, werden sie zumeist von Vögeln oder Mäusen aufgenommen und sind am nächsten Tag verschwunden.

Jagd mit Einfühlungsvermögen

Auf weibliches Rehwild — eine Betrachtung von Heinrich Sindel

Zu kaum einer anderen Aufgabe des Jägers gehört so viel Einfühlungsvermögen wie zum Jagen auf weibliches Rehwild — ein Gefühl, ein Hineindenken in das Leben des Wildes besonders deshalb, weil die soziale Struktur, das Wohlbefinden eines Rehwildbestandes weitgehend von dieser Fähigkeit des Jägers abhängen.

Vor allem in ruhigen Gegenden, wo das Rehwild noch nicht restlos vom Touristenstrom und Ausflüglerverkehr oder von anderen Segnungen unserer Zivilisationswunderwelt in seinem Lebensrhythmus gestört wird, hat der Jäger großen Einfluß auf die Altersstruktur, auf die gesamte Gliederung der Rehwildpopulation. In stadtnahen Wäldern und Fluren oder in überlaufenen Ausflugsgebieten sieht es freilich anders aus. Es wird viel schwerer sein, dieser — Gott sei Dank — anpassungsfähigen Wildart in solchen Ballungsgebieten gerecht zu werden; es erfordert

noch mehr jägerische Fähigkeit als in unserem vergleichsweise stillen fränkischen Hügelland. Aber: Der gute Wille, das »Draußensein« und die ständige Verbundenheit mit einem Revier sind überall gute Grundlagen zu einfühlender Bejagung. Patentrezepte gibt es nicht, aber Grundwissen und Grundeinstellungen lassen sich formulieren.

Zahl und Wahl

Wenn man sich nicht allein mit dem Grundsatz »Zahl vor Wahl« zufriedengibt, sondern wenn ein den örtlichen Verhältnissen angepaßter Rehwildbestand entsprechend seinen Lebensgewohnheiten bejagt werden soll, lassen sich ein paar Regeln skizzieren.

Schmalrehe gehören (wo das Gesetz es erlaubt) im Frühsommer so zeitig wie möglich erlegt. Das hat zum einen mit der Beobachtbarkeit des Wildes zu tun und zum anderen mit dem leichteren Ansprechen. Er wird mir niemand weismachen wollen, aus dem herbstlichen Sprung seine Schmalrehe so sauber aussortieren zu können wie Ende Mai oder im Juni, wenn sie entweder noch bei der Geiß stehen oder

nach dem Setzen von dieser abgeschlagen werden.

In stärker besetzten Revieren bilden sich öfter »Sommersprünge«, die aus Jährlingsböcken und Schmalrehen bestehen. In diese Gruppe muß man eingreifen. Bei diesen »Halbstarkensprüngen« von zwei bis sechs Stück (wie ich sie beobachtet habe) entsteht eine Art sommerlicher Notgemeinschaft von Jährlingen, die sich von den Müttern getrennt haben. Zu den »nomadisierenden« jungen Böcken gesellen sich Schmalrehe, die nicht zu einem Platzbock gefunden haben.

Ich halte es für gut, wenn im Mai und Juni möglichst viele dieser vagabundierenden Schmalrehe erlegt werden, bevor sie mit älteren (territorialen) Böcken eine Art »lockerer Lebensgemeinschaft« eingegangen sind. Wenn das Schmalreh einmal bei seinem Bock steht und nicht ausnehmend schwach ist, gehören beide in Ruhe gelassen. Zum größten Fehler wird es, wenn man in der Brunft solche Bindungen auseinanderschießt. Rehe gehen aufeinander zu oder meiden einander. Ich habe

Fortsetzung nächste Seite

schon beobachtet, wie Schmalrehe um einen Bock »buhlten« oder wie sie abgeschlagen wurden. Zwar ist die soziale Bindung beim Rehwild nicht so ausgeprägt wie bei den rudelbildenden Wildarten, aber auch auf seinen Lebensrhythmus sollte die Bejagung Rücksicht nehmen.

Wer nur »alle heilige Zeit« einmal im Revier ist, kann den Rehbestand nicht richtig betreuen. Beschießen kann er ihn, denn Rehe zu erlegen, wenn halbwegs genug da sind, ist keine Kunst. Aber was und warum man etwas erlegt aus richtigem Erkennen, das macht die Kunst des Jägers aus. Niemand kann in diesem Sinne ein Revier auf weite Entfernung betreuen — selbst beim besten Willen nicht. Er kann Gast sein, helfender, mit Aufgaben betrauter Gast, aber nie Betreuer des Reviers, der dem ihm anvertrauten Wild in allen Besonderheiten gerecht werden kann.

Familienabschuß

Das wird vor allem beim herbstlichen »Familienabschuß« deutlich. Bis zum September sollten die Schmalrehe weitgehend geschossen sein. Das eine oder andere spät verfärbende Stück noch, ein übersehenes schwaches, krankes — aber die Hauptarbeit muß nun den Geißen mit schwachem Nachwuchs gelten.

Wenn über stoppelkahltem Feld und um verschilfte Weiher, an verwachsenen Gräben unter der blassen Sichel des Mondes an den ersten Septemberabenden zuerst einmal nach den Enten geschaut wird, ist nicht viel versäumt. Aber dann hat der Rehjäger zu jagen und zu schießen. Dann darf er bei den Kitzen nicht nach ein paar fehlenden Pfunden schauen; denn Wolf und Luchs, als deren Stellvertreter wir uns ausgeben, haben sich auch nicht darum geschert.

Bevor einer im Dezember (oder in manchen Bundesländern noch später) seine »schweren« Geißen, »Galtgeißen« selbstverständlich, ins Jenseits befördert, soll er lieber im zeitigen Herbst das eine oder andere Stück mehr schießen. Dann hat er meist einen besseren Abschluß erreicht und genauso viel Wildpretgewicht in der Jagdkasse. (Das als ketzerischer Nebengedanke, der aber in gar nicht so wenigen Köpfen — auch mit einigem Recht — herumspukt) September und früher Oktober haben auch bei den Familiendubletten oder -tripletten den Vorteil, daß die Kitze meist noch eng bei den Geißen stehen. Sie ziehen seltener allein und sind leichter als zugehörend zu erkennen als später, und das Wild hält den zweiten und dritten Schuß besser aus. Sollte einmal eine Familie auseinandergeschossen werden, ohne daß im Nachfassen das zweite oder dritte Stück zur Beute wird, dann ist es auch im frühen Herbst für den reviervertrauten Jäger leichter, an den

noch längeren Abenden seine Arbeit zu einem sauberen Abschluß zu bringen.

Da kommt natürlich jetzt zwangsläufig die Gretchenfrage: Geiß oder Kitz zuerst? Man kann es — so habe ich inzwischen sehen müssen — nicht pauschal, nicht für jeden Fall gleich beantworten. Ich will es an einigen kurzen herbstlichen Beispielen verdeutlichen.

Das richtige Gefühl

In einem Nachbarrevier wird im halben Oktober — Maisäcker sind bereits abgehäckselt — auf eine wahrscheinlich alte Geiß mit ihrem schwachen Kitz gejagt. Im weiten Feld ist das Reh nicht leicht zu bekommen, und den Waldrand verläßt es so schnell, daß zur Dublette kaum Gelegenheit besteht. Nach mehreren Ansitzen gelingt es dem Jäger, das Kitz zu erlegen — die Geiß verschwindet blitzschnell und tritt am selben Abend nicht mehr aus. Der Jäger wohnt im Revier und ist anderntags wieder draußen, sieht auch die Geiß, wie sie flüchtig das weite Feld absucht und ohne zu halten unruhig im Wald verschwindet. Am Tag darauf das gleiche Bild: die unstat nach dem Kitz suchende Geiß im Feld, aber diesmal kann der Jäger sie erlegen.

Zweites Beispiel: Eine Geiß mit zwei schwachen Kitzen steht bereits Anfang Oktober in einem Sprung mit sieben, acht Rehen. Ich möchte alle drei erlegen, kann aber aus dem Sprung die Geiß nicht herauschießen, ohne daß die Kitze mit den anderen Rehen flüchtig abgehen. So erlege ich ein Kitz — die Geiß mit dem anderen Kitz bleibt verschwunden und wird (das Kitz ist markiert) erst im Frühjahr wieder mit einem Knopfbock (dem Kitz) gesehen. Obwohl ich täglich im Revier bin, gelingt es nicht, die »Familie« zu bekommen.

Umgekehrt: Ich schieße eine alte Geiß auf kurze Entfernung hoch hinter Blatt, das Kitz springt ab, und ich brauche zwei Ansitze, um das Einzelkitz noch zu bekommen. Ein andermal kommen drei Rehe aus einem Maisschlag. Struppig, durchfallgeplagt, eine Geiß mit zwei Kitzen. Ich kann nur an einem dünnen Obstbaumstammchen anstreichen und schieße zuerst die Geiß. Die geht mit krummem Rücken noch eine letzte Flucht ins Maisfeld zurück. Die Kitze verhoffen und sind mit zwei schnellen Schüssen die Minute drauf auch erlegt. Gerade wenn man viele Rehe erlegen muß, passiert allemal etwas anderes, Überraschendes und nicht immer nur Gutes. Eine Geiß habe ich erlegt, ohne das Kitz zu bekommen. Den ganzen Herbst über nicht, auch im Winter nicht. Es blieb verschwunden. Genauso wie umgekehrt manche Geiß, von der das Kitz geschossen wurde, heimlich und ungesehen durch die Wälder zieht. Jedenfalls ist es in unserem engen Land, wo das Wild an vergleichsweise

kleine Einstandsflächen gebunden ist, notwendig, ganze Familien zu erlegen, bevorzugt die schwächeren. Das klingt ganz selbstverständlich, aber wie viele Jäger könnten ihr Wild nicht sicher ansprechen, vom Gefühl für die Zusammengehörigkeit der Sprünge ganz zu schweigen.

Vielleicht ist in diesen Zeilen das Wort »Gefühl« recht oft genannt worden, aber der Jäger muß, wenn er seinem Wild gerecht sein will, ein solches Gespür haben. Und er muß ständig im Revier sein. Es wird immer der bessere Abschluß sein, wenn keine auseinandergeschossenen Familien in den Winter müssen. Vor allem aus Gründen der Ruhe. Das Wild lebt vertrauter und kommt in seinem durch den Menschen so stark belasteten Lebensraum besser zurecht.

Es gehört zur Rehbetreuung, nicht nur zentnerweise Futter hinauszuschleppen. Die Fütterung kann eine ausgewogene, durchdachte und überlegte Bejagung nicht ersetzen. Wenn es gelingt, den Abschluß zum frühestmöglichen Zeitpunkt — so noch vor der Herbstsprungbildung — weitgehend zu erfüllen, wird dem Wild viel Streß erspart; denn: Eine übriggebliebene Geiß trauert in irgendeiner Form — ohne daß ich's vermenschlichen möchte — auch um den Nachwuchs, zumindest wird sie seltener gesehen und trägt Unruhe in den Bestand.

Sicher könnte man sich all diese Gedanken um das Wohlbefinden eines Rehwildbestandes sparen, wenn unser Land ein weites Land wäre, mit Großraubwild, mit dünner Besiedlung und einer vom Menschen weniger vermarkteten Landschaft. Wenn! Es ist aber genauso wie mit einzelnen Bäumen, mit Hecken und Wildobst im Feld: Etwas eigentlich Selbstverständliches muß mit nachdenklichem Aufwand mühsam bewahrt oder geschaffen werden. So ähnlich ist es mit den Rehen auch. Der Umstände wegen, menschlicher Umstände, hat sich der Jäger mehr mit seinem Wild zu beschäftigen, als das früher, in unbelasteten Zeiten, der Fall war und in einigen wenigen Regionen noch der Fall ist.

Aufgabe für den Jäger

»Natürlich« und »sich selbst überlassen« könnte ein gutes Rezept sein - trifft aber die Gegebenheiten in unserem Lande nicht. Was bleibt, ist die Herausforderung an den Jäger, einer Aufgabe gerecht zu werden, die er nicht durch Hobbyjägertum und als Freizeitbeschäftigung erfüllen kann, sondern nur, indem er mit dem verhunzten Land lebt und leidet und — kämpft. Auch wenn es um den weiblichen Rehwildabschuß geht, dessen wissende Erfüllung zu den interessantesten Arbeiten der Jäger gehört!

Fortsetzung nächste Seite



Ein Bild zum Abschluß: Da waren im vergangenen Sommer an gänzlich ungewohnter Stelle zweimal zwei Kitze vermählt worden. Die eine Wiese hatte ich gegen den Waldrand hin abgesucht und dabei nichts gefunden. Anderntags wurden keine hundert Meter vom Dorfrand weg zwei Kitze vermählt. Die anderen beiden wurden auch in einer Wiese, in der noch nie Kitze vermählt wurden, ein Opfer des Kreiselmäherers. Im beginnenden September stand nun die Geiß der beiden erstvermählten Kitze mit einem Schmalreh noch immer auf der hangseitigen Wiese nahe dem Dorf. Wie häufig, wenn die vorjährigen Kitze keine anderweitige Gesellschaft gefunden haben, stellen sie sich wieder beim Mutterwild ein. So zogen Mutter und Tochter nach dem Vermählen der beiden jüngeren Geschwister wieder gemeinsam zur Äsung. Die Geiß war nicht stark und schwarz um den Spiegel, das Schmalreh wog auch keine dreißig Pfund, und so sollten beide als verspätete »Familiendublette« erlegt werden.

An dem Hang steht kein Hochsitz, auch bläst fast immer Westwind in den Bestand. So konnte ich nur, wenn das Wild ausgetreten war, eine Hangkante auszunutzen, anpirschen und mußte dann freihändig über den Böschungsrand auf vergleichsweise kurzer Entfernung schießen. Ich war spät dran damals und kam vom Füttern der Karpfen in den Weihern, als ich das Talsträßchen einwärts fuhr. Die beiden Gesuchten standen bereits im noch sattgrünen Gras. Das paßte bestens. Der Hund wurde abgelegt, und tief geduckt kroch ich zur Hangkante hinauf. Beide ästen vertraut, und es war nicht schwer, auf vielleicht fünfzig Gänge die Geiß zu schießen. Ich hatte den Drilling dabei und mußte, halb liegend und in Deckung zurückrutschend, nachladen. Das Schmalreh umkreiste derweil im Stechschritt die noch etwas schleckende Geiß und sprang ein paar Schritte ab, kam aber gleich wieder zurück. Das klappte gut. Eingestochen und abgedrückt, als das Schmalreh wieder breit stand. Klack! Kein Schuß brach. Wahrscheinlich hatte ich halb liegend den abgeknickten Lauf nicht richtig gespannt. Nochmaliges leises Aufklappen, vorsichtiges Einschnappen des Schlosses, stechen — klack! Wieder kein Schuß. Das Schmalreh hatte den erneuten Knackser nicht mehr ausgehalten und war abgesprungen. Das war ärgerlich. Diese gute Gelegenheit so zu vertun!

Als ich den Drilling genauer anschaute und nochmals aufklappte, war der Fehler schnell gefunden: Halb rutschend am Hang hatte ich den Umstellschieber von Kugel auf Schrot zurückgeschoben. Gut,

daß ich keine Schrotpatronen im Lauf gehabt hatte. Auf die guten fünfzig Gänge hätte es saudumm ausgehen können. Zwei Tage später wurde mir das Schmalreh, als es allein an gleicher Stelle stand, doch noch zur Beute. 28 und 23 Pfund waren die Wildpretgewichte der beiden.

An einem taunassen, goldhellen Septembormorgen ziehen zwei schwache, aber sattrote Rehe unter einem Birnbaum zur Äsung. Ich denke an vielleicht übersehene Schmalrehe und pirsche mich an, werde aber aus den beiden trotz Spektivs nicht ganz klug. Das eine ist schwächer, ist aber kein Kitz. Es kann sein, wie's will und mag: Beide sind nicht stark, und ich schieße hinüber auf die nicht ganz unbeträchtliche Entfernung. Das schwächere bleibt liegen, während das stärkere Reh zögernd abspringt.

Die Distanz wird immer größer, ich habe längst repetiert. Jetzt steht das Reh, es ist weit. Ich schieße, da wendet es auf den Hinterläufen, ruckt aber im Schuß zusammen und flüchtet nicht allzu schnell und — schon einen Lauf. Das ist wunderlich, denn bei einem Laufschuß erwartet man doch überstürzte Flucht. Mir bleibt nichts anderes übrig, als den Wachtel, der abgelegt hinter mir im Feld liegt, zu holen und ihn sofort dem wahrscheinlich laufkranken Stück nachzuhetzen. Wohl folgt der Hund dem Stück fährtenlaut weit in die großen Waldungen hinein, bis er außer Hörweite ist, aber nach einer halben Stunde kommt er zurück und führt mich auch nicht zum Stück. Auf einem staubigen Weg finde ich noch etwas Schweiß, feine Spritzer im trockenen Staub, aber das Reh bleibt verschwunden.

Riemenarbeit, ja, die könnte helfen; aber wer hat schon bei uns einen Hund, der im zundertrockenen Holz kilometerweit die kranke Rehfährt hält?! Es sind am Anschuß auch keine Knochensplitter oder Schweiß zu finden — so daß der Sitz der Kugel unklar bleibt.

Ende gut...

Da hilft nur vorsichtiger Ansitz. Nach zwei Tagen hocke ich auf einem Erlensitz,

sehe die anderen Rehe Revue passieren, schaue dem Mitjäger zu, wie er vierhundert Meter weg eine Jährlingsdublette schießt, und glaube nicht mehr an ein irgendwie krankes Reh. Aber da steht ein roter Wildkörper am Rande des Maisackers hinter mir und — lahm. Ich habe durch Geäst von oben auf den Hals schießen müssen, aber beim kranken Wild gibt es kein Zuwarten. Als ich zum Stück trete, sind es gleich zwei Überraschungen: Mein erster Schuß war ein hoher Streifschuß am Lauf. Deshalb die erst zögernde, nicht ganz begreifliche Flucht. Und dann schaue ich in den Äser. Eine uralte Geiß mit dick verwuchertem Strahlenpilz ist's!

Bleibt zu bemerken, daß es wieder Geiß mit Schmalreh war — höchstwahrscheinlich die Mutter der anderen beiden im Juni vermählten Kitze.

Das zeigt wieder die lange Bindung der einstigen Familienmitglieder. Franz Rieger in Ellwangen erlebte die Waldsprungbildung an markiertem Wild ja auch sehr genau, und damit soll der Gedanke an die schwierige und fehlerträchtige Arbeit der »Familiendublette« untermauert werden. Weil es diese »Familienbindungen« unter Rehen gibt, weil unser Jagen — vor allem, wenn es schlecht ist — Spuren hinterläßt und weil wir dem Wild, dem Wald, dem Land gegenüber um so größere Verantwortung tragen, je stärker die vom Menschen verschuldeten Belastungen der Umwelt werden.

(Aus »Die Pirsch«)

Ein kapitaler Hirsch schleicht sich niedergeschlagen durchs Waldesdickicht. Eine seiner zahlreichen Frauen fragt ihn teilnahmsvoll: »Was ist mit dir, Liebster? Warum bist du denn gar so traurig?« Da murmelt der Hirsch zerknirscht: »Was mit mir los ist? Morgen fängt die Brunftzeit an, und ich bin stockheiser!«

Suche Hülsen 5,650 R Magnum.
Urban Gery, Anton-Rauchstr. 8c,
6020 Innsbruck.

Beim Kassier erhältlich



Für Interessierte liegen folgende Vereinszeichen (**Name und Adresse angeben**) zur Bestellung auf.

- +) Vereinsabzeichen (Hutanstecker)
- +) Vereinsemele (Kragenannäher)
- +) Autoaufkleber (kostenlos)

Der Versand der bestellten Abzeichen kann aus Gründen der Verrechnung erst nach Eingang der Zahlung getätigt werden.

Entsprechende Einzahlungsbelege werden den Bestellern nach Eingang ihrer Wünsche zugesandt. Wir bitten, für diese Modalitäten Verständnis aufzubringen.

Ein Mustervertrag für Jagdaufseher wird auf Wunsch kostenlos zugesandt.



Jagd und Wilderei nach dem Revolutionsjahr 1848

Nachdem die französische Revolution bereits ihre Schatten auf Mitteleuropa vorausgeworfen hatte, bereitete das Revolutionsjahr 1848 der fürstlichen Jagdherrlichkeit ein jähes Ende. Wenn auch die Märzrevolution in Wien (Bürger- und Studentenaufstand) durch das kaisertreue Militär blutig niedergeschlagen wurde, so waren die liberalen Ideen auf die Dauer nicht mit Gewalt niederzuhalten. Vor allem hatten die Märzrevolution und die folgenden Unruhen im September 1848 die Bauernbefreiung gebracht, was hieß, daß die Bauern aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit ihrer Grundherren entlassen wurden. Sie erhielten den Boden, den sie bearbeiteten, als Eigentum zugesprochen. Die Entschädigung hierfür hatten je zu einem Drittel der Staat, der Grundherr und der Bauer selbst zu tragen. Damit verlor die Revolution ihren Rückhalt auf dem Lande.

Mit kaiserlichem Patent vom 7. März 1849 wurden in Österreich die bis dahin bestehenden Jagdrechte auf fremdem Grund und Boden aufgehoben, sämtliche Jagdfrondienste abgeschafft und das Jagdrecht dem Grundeigentümer zuerkannt. In manchen Gebieten änderte sich dadurch allerdings nicht viel, weil der Landesherr, Adel und Kirche nach wie vor über großen Grundbesitz verfügten.

Andererseits durfte aber auch der Eigentümer der kleinsten Parzelle jagen. Man mußte daher bald erkennen, daß dieser Umstand unweigerlich die Ausrottung des Wildes bedeuten würde. Überdies war das Landvolk noch im Besitze zahlreicher Revolutionswaffen, was dazu führte, daß disziplinlose waffenkundige Horden das Leben von Menschen und die öffentliche Sicherheit gefährdeten. Auch die überzeugtesten Demokraten mußten erkennen, daß es so nicht weitergehen konnte. Die Behörden waren daher genötigt, diesem Treiben mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu begegnen.

Für die Ausübung der Jagd auf eigenem Grund wurde eine Mindestfläche gefordert. Kleinere Grundflächen wurden innerhalb der Gemeinde zusammengeschlossen und verpachtet oder in die Hände einer von den Grundeigentümern gebildeten Genossenschaft gelegt. Diese hatte das Revier ebenfalls zu verpachten oder durch Jagdsachver-

ständige zu verwalten. Eine neue Jagdgesetzgebung sorgte für die Verbesserung der jagdlichen Verhältnisse.

Als Pächter traten nun der zahlungskräftige Adel, gutsituierte Bürger und in entlegeneren Gemeinden auch einheimische Bauern auf. Bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein durfte das Jagdrecht dagegen nur an den weltlichen oder geistlichen Adel verpachtet werden. So ist im §8 der Jagdordnung Kaiser Josefs II. vom 21. August 1786 zu lesen: »Der hohe Wildbann und das Reisegejaid können nach Belieben verkauft oder verpachtet werden, jedoch ist der Bauern- und Bürgerstand, dem dadurch nur Gelegenheit gegeben würde, Wirtschaft und Gewerbe zu vernachlässigen, von dem Kaufe oder der Pachtung einer Jagdbarkeit ausgeschlossen.« Erst nach den Napoleonischen Kriegen hielten sich die Grundherren, die dringend Geld benötigten, nicht mehr an diese Vorschrift — die dann auch 1824 aufgehoben wurde — und verpachteten die Jagden an reich gewordene Bürger.

Da schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts, verursacht durch Kriege und Umwälzungen, Armut die Lebenshaltung drückte, waren Prunkjagden früheren Stils nicht mehr denkbar. Unter den gegebenen Verhältnissen traten zwei Jagdarten in den Vordergrund: der Anstand und die Pirsch. Dadurch und durch den Trend der Zeit entwickelten sich auch verfeinerte jagdliche Sitten und das Naturempfinden, so daß dadurch schon der Grundstein für die heutigen Begriffe der Weidgerechtigkeit und Jagdausübung gelegt worden ist.

Hatte schon die besonders im Gebirgsvolke verwurzelte Jagdleidenschaft — wenn auch oft aus Armut — trotz der vor dem Jahre 1848 drohenden schweren Strafen den österreichischen Herrschern schwer zu schaffen gemacht, so war dies jetzt erst recht der Fall. Als Folge der Revolution wurde unter anderem im Jahre 1852 auch ein neues Strafgesetz erlassen, nach welchem Wildern wie gewöhnlicher Diebstahl bestraft wurde. Außerdem war vor allem in Wildererkreisen die bequeme Ansicht verbreitet: der Herrgott hat das Wild für alle erschaffen.

Man kümmerte sich daher wenig um die rechtliche Situation — Grundeigentum ist Jagdrecht — oder daß der

Pächter durch die Bezahlung des Jagdpachtzinses das alleinige Recht der Jagdausübung erworben hatte. Eine solche Auffassung war auch vielfach bei Leuten anzutreffen, die die übrigen das Eigentum betreffenden Normen respektierten und achteten. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß bei einer solchen Rechtsauffassung oft ein regelrechter Krieg zwischen Jägern und Wilderern entbrannte und es auf beiden Seiten Verletzte und Tote gab.

Es entwickelten sich die romantischen Erzählungen, und ein Wilderer, der sich dem Zugriff der Obrigkeit möglichst lange zu entziehen verstand, galt im allgemeinen und nicht zuletzt auch bei den Mädchen als besonders schneidiger Bursche.

Ein typisches Produkt dieser Wildererromantik ist auch das bayrische Volkslied vom Wildschütz Jennerwein, das als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf.

Dieser Geschichte liegt folgender Sachverhalt zugrunde: Georg Jennerwein war ein junger Draufgänger und arger Raufbold, dessen Neigung zum Wildern auch den zuständigen Förstern und Jägern bekannt war. Am Tegernsee waren das der Förster Mayr und die Jagdgehilfen Pföderl und Lerchbaumer. Bei seinen Gasthausbesuchen trug Jennerwein gerne einen stattlichen Gamsbart am Hut und neckte die ebenfalls anwesenden Jäger z.B. mit den Worten: »Schau Jäger, solche schöne Buschen wachsen in meinem Garten.« Diese und ähnliche Redenarten erzeugten natürlich Unmut und Haß auf der Gegenseite.

Am 6. November 1878, dem Leonarditag, fuhren viele Bauern nach Tölz und Kreuth, um an den dortigen Festlichkeiten teilzunehmen.

Anfänglich wollten auch die Jagdgehilfen Pföderl und Lerchbaumer dorthin fahren. Der Förster schickte sie aber ins Revier, weil er an diesem Tage erhöhte Aktivität der Wilderer ahnte. Bei seinem Reviergang am Peißenberg stieß dann Pföderl unvermutet auf Jennerwein, der gerade beim Jausnen auf einem Wurzelstock saß und sein Gewehr quer über die Oberschenkel liegen hatte.

Ohne Anruf erhob darauf Pföderl sein Gewehr und erschoss den Ahnungslosen von hinten. Er war also zu feige,

Fortsetzung nächste Seite



ihn zu stellen und die Sache vorschriftsmäßig zu erledigen. Anschließend eilte Pföderl zum Forsthaus, um seinem Vorgesetzten Meldung zu erstatten. Förster Mayr schickte ihn aber wieder zum Tatort, um sich zu überzeugen, ob Jennerwein wirklich tot sei. Eine Anzeige bei der Obrigkeit wurde jedoch nicht erstattet. Auf dem Weg zum Ort des Geschehens war Pföderl dann der Gedanke gekommen, einen Selbstmord vorzutäuschen. Mit der Büchse des Jennerwein gab er zwei Schüsse auf diesen ab — wovon einer den Schädel total zertrümmerte — zog ihm den rechten Schuh und Strumpf aus und steckte die große Zehe in den Abzugsbügel.

Bald wurde Jennerwein am Schliersee vermißt. Zunächst nahm man an, daß er mit seinen Zechkumpanen in irgendeinem Gasthaus versumpft sei. Da man seine Neigung zum Wildern kannte, hielt man es auch für möglich, daß er einen Jäger erschossen habe und ins Ausland flüchten habe müssen.

Am 13. November, also eine Woche später, fand ein Suchtrupp die Leiche. Den erfahrenen Kriminalisten war es

natürlich nicht entgangen, daß es sich hier um Mord und nicht um Selbstmord handle. Pföderl wurde bald als Täter ausgeforscht und vor ein Gericht gestellt. Die Volksseele kochte, so daß auch der eigentlich unschuldige Lerchbaumer seinen Dienst quittieren mußte.

Pföderl fand, so wie oft in ähnlichen Fällen, milde Richter. Die Mordanklage wurde fallen gelassen und eine Freiheitsstrafe von acht Monaten verhängt. Ein Jahr später wurde er wieder in Valepp als Jagdgehilfe eingestellt.

Georg Jennerwein war sicher kein Verbrecher, sondern ein Produkt der damaligen Auffassung über die Wilderei. Auch die Handlungsweise Pföderls wurde hauptsächlich durch die Gefährlichkeit der Wilderer und die damalige Auffassung über den Wert eines Wildererlebens bestimmt.

Um aber die Person, den Charakter, die Brutalität und Rohheit vieler Wilderer nach der eben geschilderten Geschichte vom »Wildschütz Jennerwein« ins rechte Licht zu rücken, werden nachstehend einige ungesühnte Jäger- und Förstermorde ab der Revolution 1848 bis nach dem zweiten Weltkrieg kurz geschildert:

Im Herbst 1854 wurde im Hauergraben in Fichtwang der 20 Jahre alte Jäger Josef Kaiser mit einem tödlichen Kopfschuß und gräßlichen Brustverletzungen aufgefunden. Der Täter konnte nicht ausgeforscht werden. Fünf Jahre später gestand ein 60 Jahre alter Wilderer am Sterbebett, den noch jugendlichen Jäger erschossen zu haben.

Ein verabscheuungswürdiger Mord spielte sich am 16. Juni 1864 im Weisenbachtal bei Goisern ab, als Förster Heinrich Schembrandner von Wilderern buchstäblich erschlagen wurde. Die Leiche war entsetzlich zugerichtet. Obwohl einige Wilderer in Untersuchungshaft genommen worden waren, ist es nicht gelungen, sie des Förstermordes zu überführen.

Mehrere Jäger des Grafen Czekonitz trugen im Herbst 1883 bei Bad Aussee mit einer sechsköpfigen Wildererbande ein Feuergefecht aus. Dabei wurde der Jäger Aich erschossen und ein Wilderer verwundet. Diesem gelang aber, während die Jäger ihrem sterbenden Kameraden Hilfe leisteten, die Flucht. Der Mörder blieb unbekannt.

Unter den vielen pflichtgetreuen Jägern, die das Opfer eines feigen Meu-



NORBERT HÖLLRIGL PRÄZISIONS-WAFFEN MEISTERWERKSTATT

A-6460 IMST PFARRGASSE 46, TEL. 05412-2733.

Für fachgerechte Durchführung
aller einschlägigen Büchsenmacherarbeiten - sowie Einschießen Ihrer
Jagdwaffe am betriebseigenen Schießstand - empfiehlt sich



chelmordes wurden, ist der Fall Loidl aus Ebensee ein typisches Beispiel. Dieser 40 Jahre alte, von Wilderern gefürchtete Beamte, wurde im Oktober 1866 am Rinnerkogel im Totengebirge, während er ahnungslos auf einem Wurzelstock saß und jausnete, von einem vermutlich steirischen Wilderer hinterrücks erschossen.

Ungesühnt blieb auch ein Jägermord, der 1877 im Gosauer Jagdrevier verübt wurde. Der Jagdaufseher Georg Gamsjager wurde im Stuhlgebirge von einem steirischen Wilderer erschossen. Der Mörder flüchtete und konnte nicht mehr ausgeforscht werden.

Gegen Ende des Ersten Weltkrieges und noch einige Zeit danach befand sich das moralische Niveau auf einem noch kaum dagewesenen Tiefstand und allerlei verbrecherisches Gesindel drängte sich, wie immer in solchen Zeiten, an die Oberfläche. Der Herbst 1918 war daher einer der schwersten für den Jagdschutzdienst. Zwei Fälle aus dem Salzkammergut mögen zur Beleuchtung der damaligen Zustände beitragen.

Im Kattergebirge stieß ein ärarischer Jäger auf vier maskierte Wilderer. Einer davon gab gleich einen Schuß auf den Jäger ab, der aber sein Ziel verfehlte. In geistesgegenwärtiger Notwehr schoß der Jäger zwei Wilderer nieder. Die beiden anderen ergriffen die Flucht, ohne sich um ihre gefallenen Kameraden zu kümmern. Fast zur selben Zeit wurden im Ramsauer Gebirge die beiden ärarischen Jäger Johann Neubacher und Josef Greunz im Kampf mit Wilderern Opfer ihrer Pflicht. Die Tat blieb ungestühnt.

Ebenfalls nach dem Ersten Weltkrieg (März 1919) wurde der tüchtige Berufsjäger Gaschinger am Sacherlesberg, Südböhmen, von einem Wilderer

erschossen. Zwei der Tat verdächtige einheimische Bauernsöhne wurden in Untersuchungshaft genommen, mußten aber nach vier Monaten, mangels Beweisen, wieder freigelassen werden. Einer davon gestand dann im Jahre 1950, also nach 30 Jahren, auf dem Sterbebett den Mord an Gaschinger. Sein Bruder war bereits einige Jahre früher in Wien verstorben.

Im Oktober 1930 wurde der Jäger Alois Aster im Jagdgebiet Bad Ischl schwer angeschossen, so daß er in trostloser Einsamkeit seinen Verletzungen erlag. Ein Suchtrupp fand den Vermißten, der Vater von drei minderjährigen Kindern war, im Revier mit Reisig zugedeckt, tot auf. Neben der Leiche lag des Ermordeten Hund mit durchschossenem Hals. Als der beliebte Jäger, begleitet von einer großen Trauergemeinde, zu Grabe getragen wurde, war im Sarg zu seinen Füßen auch der ihm bis in den Tod getreue Hund gebettet.

Aber auch in den 30er Jahren bis zum Anschluß Österreichs an Hitler-Deutschland (März 1938) ging der Kampf zwischen Jägern und Wilderern mit unverminderter Härte weiter. Die Wilderer der damaligen Zeit schreckten auch vor Mord an einschreitenden Gendarmen nicht zurück. Hier sei nur der Fall in der Traisenau (NÖ) erwähnt: Ein arbeitsloser Wilderer wurde am 23. Februar 1936 um 00.30 Uhr von Förster Zeh angehalten. Darauf feuerte der Angehaltene sofort 5 Schüsse aus einer Walther-Pistole auf den Förster und brachte ihn eine schwere Knieverletzung bei. Dieser konnte im Zusammensinken noch einen Schuß aus seinem Jagdgewehr abgeben, der aber sein Ziel verfehlte. Die Gendarmerie in Pottenbrunn wurde verständigt. Eine aus mehreren Beam-

ten bestehende Patrouille begab sich um 04.00 Uhr zum Haus des Wilderers. Die Rayonsinspektoren Ramsauer und Steirer betraten hintereinander das Schlafzimmer, wo der Verdächtige im Bett lag.

Hauptsächlicher Quellennachweis:

Dr. Oskar Grimus-Grimburg: Wild und Weidwerk der Welt

Wolfgang Pfaundler: Tiroler Jungbürgerbuch

Fuchs/Schmid: Wilderer

Günter Huth: Die Sache mit der Wilderei

Johann Nußbaumer: Es begann mit der Jagd.

Fortsetzung folgt

Zum Nahrungsspektrum des Mäusebussards

Der niederösterreichische Jagdverband hat über das Beutespektrum des Mäusebussards vor einiger Zeit eine wissenschaftliche Untersuchung in Auftrag gegeben.

Nach der jetzt vorliegenden Auswertung besteht die Nahrung dieses Greifvogels durchschnittlich aus 62 Prozent Mäusen, 7,3 Prozent Fallwild, 9 Prozent Insekten, 5,3 Prozent Kleinvögeln, 4,3 Prozent Hamstern, 3,6 Prozent Federwild, 2,4 Prozent Ratten, 2,1 Prozent Lurchen und 1,8 Prozent Eidechsen. Der Rest setzt sich aus Würmern, Schnecken u.ä. Lebewesen zusammen.

Je nach Nahrungsangebot und landschaftlichen Gegebenheiten dürften auch Junghasen und -kaninchen sowie ein höherer Anteil von Federwild in die Nahrungskette einzugliedern sein, was bei der Studie nicht ausgeschlossen wird.

Die Überprüfung des Mageninhalts von Mäusebussarden hat darüber hinaus ergeben, daß dieser Greif durchschnittlich jährlich etwa 720 Mäuse kröpft.

O. Krüger



**ERFAHRUNG
IM UMGANG
MIT GELD**

Durchführung
sämtlicher
Geldgeschäfte



**SPARKASSE
INNSBRUCK-HALL
TIROLER SPARKASSE**



**RAUCH
FUTTER**

RAUCH-R 72 Mischschrot für Wild
RAUCH-R 10 Mineralstoffmischung
RAUCH-R 70 Kraftfutter für Rot- und Rehwild
RAUCH-R 71 Ergänzungsfutter für Rot- und Rehwild

Fa. Anton Rauch, Kraftfutterwerk, 6060 Hall i.T., Innsbrucker Straße 81, Tel. 05223/7421

1. TIROLER MEISTERBETRIEB
PRÄPARATOR
KURT KASER

6020 INNSBRUCK - LEOPOLDSTRASSE 55 A
TELEFON 05222/225634

Öffnungszeiten: Montag bis Freitag von 9—12 und 15—18 Uhr

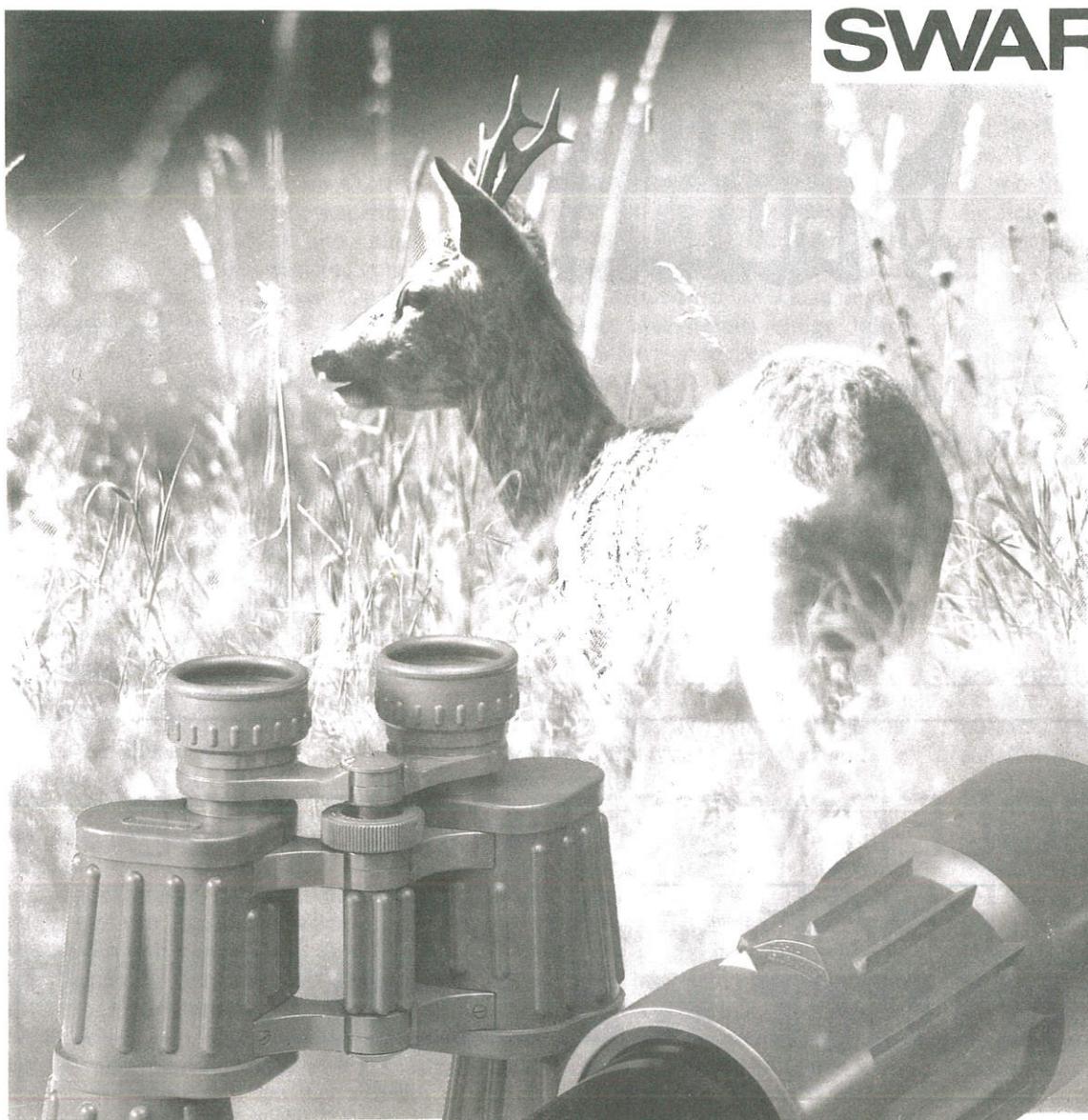
Das Tiroler Hartwarenhaus

**CORDA
GEIGER**

6500 Landeck

☎ 05442/4200△

SWAROVSKI HABICHT



RWF



Generalvertretung für Deutschland:
Manfred Alberts, Bielsteiner Straße 69, D-5276 Wiehl, Tel. 022 62/42 41
Swarovski Optik K.G. - 6060 Absam - Hall i. Tirol
Generalvertretung für die Schweiz:
INDECO AG, Schöneggstraße 36, CH-8953 Dietikon, Tel. 01/7400042

Swarovski-Jagdoptik –
Erzeugnisse optischer
und feinmechanischer
Präzisionsarbeit. Weltweit erprobt.
Hergestellt aus langlebigen
Werkstoffen. Ausgestattet mit
hochwertigen Linsen- und
Prismensystemen. Versehen mit
speziell ausgewählten
Mehrschichtvergütungen.

Dadurch klare und konturscharfe Abbildungen
auch bei ungünstigen Lichtverhältnissen.

Bei Swarovski-Habicht-Jagdoptik stimmen Leistung
und Preis. Fragen Sie Ihren Fachhändler
nach Ferngläsern, Spektiven und Zielfernrohren
von Swarovski – Österreichs größtem Hersteller
optischer Präzisionsgeräte.